Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 51 (1964)
Heft: 9

Artikel: Gross- oder Kleinschreibung? : Der Standpunkt der Minderheit
Autor: Hailer, Erwin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-529895

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir bitten die Lehrerinnen und Lehrer, Personen, welche sie als geeignet erachten, auf das Katechetische Institut aufmerksam zu machen und zum Studium aufzumuntern.

Man darf erwarten, daß katholische Kirchgemeinden und andere Instanzen Stipendien und Studienanleihen gewähren, vor allem auch den Lehrerinnen und Lehrern, die zwecks Absolvierung der katechetischen Studien ihre Lehrtätigkeit während vier Semestern unterbrechen wollen.

Für Damen und Herren, die den Theologischen Kurs für katholische Laien absolviert haben, besteht die Möglichkeit, das Diplom für Katechetik nach einem gekürzten Ausbildungsprogramm zu erwerben. Ebenso haben Lehrerinnen und Lehrer nicht mehr alle Fächer zu belegen. Es können besondere Vereinbarungen getroffen werden.

B. Katechetisches Zentrum

Die schweizerischen Bischöfe haben an ihrer Konferenz in St-Maurice am 18. Februar 1964 das Katechetische Institut Luzern mit der Funktion eines Katechetischen Zentrums der deutschsprachigen Schweiz betraut. Als solches dient es der fachlichen Orientierung der Religionslehrer und müht sich um die Koordinierung der religionspädagogischen Bestrebungen auf überdiözesaner Ebene. Als Katechetisches Zentrum organisiert das Institut zusammen mit religionspädagogisch interessierten Kreisen katechetische Tagungen und Weiterbildungskurse, führt religionspädagogische Ausstellungen durch und fördert die katechetischen Arbeitsgruppen. Es läßt sich ferner in Zusammenarbeit mit den Seelsorgern und der Lehrerschaft die Ausarbeitung von Lehrplänen, insbesondere solcher für den Bibelunterricht, angelegen sein und vermittelt Fachreferenten für die Behandlung theologischer und methodischer Probleme. Die Lehrerinnen und Lehrer haben außerdem Gelegenheit, sich in der Fachbibliothek des Katechetischen Zentrums über neue Lehrmittel und in seinem Ausstellungsraum über moderne Lehr- und Lernhilfen zu orientieren. Es ist auch geplant, bibliographische und materialkundliche Verzeichnisse zu publizieren.

Ob das Katechetische Institut die ihm gestellten Aufgaben erfüllen und seine Ziele erreichen kann, hängt nicht nur von den verantwortlichen Instanzen, sondern ebenso auch vom Wohlwollen und dem Einsatz all derer ab, die dank ihrer Bildung und Erfahrung wissen, was hier auf dem Spiele steht. Laßt uns verstehen die Zeichen der Zeit!

Sekundar- und Mittelschule

Groß- oder Kleinschreibung? – Der Standpunkt der Minderheit

Dr. Erwin Haller, Aarau

Vorbemerkung der Schriftleitung

In der ‹Schweizer Schule› vom 15. Dezember 1963 hat ein Beitrag von Prof. Dr. E. Studer die Gründe dargelegt, die zur Ablehnung der Kleinschreibung durch die ‹Schweizerische Orthographiekonferenz› geführt haben. Es scheint nun nicht überflüssig, daß auch die Freunde der Kleinschreibung ihren Standpunkt nochmals darlegen können, denn die schweizerische Lehrerschaft steht keineswegs geschlossen hinter dieser Ablehnung, die zu einer Blockierung des Gesprächs im gesamten deutschen Sprachbereich führen kann. Im Gegenteil! Es ist zudem zu sagen, daß man nicht ohne Bitterkeit daran denkt, in welcher Weise der Beauftragte der Schweizerischen Erziehungsdirektorenkonferenz die vorbereitende Kommission zusammengesetzt hat: bekannteste Gegner der Kleinschreibung, die sich bereits in der Presse und zum Teil am Radio in dieser Frage festgelegt hatten, sind zu Experten erkoren worden, während kein einziger Vorkämpfer der Kleinschreibung Gnade fand, in diesem Gremium mitzuwirken. So stand also mit der Ernennung der Kommission bereits fest, zu welchem Ergeb-

nis sie kommen würde! Wir können das beim besten Willen nicht demokratisch nennen. Auch das übrige Vorgehen von Herrn Regierungsrat Wanner hat zu scharfen Protesten Anlaß gegeben – aber leider zu einem Zeitpunkt, da sich nichts mehr ändern ließ. Zu beanstanden ist vor allem, daß die Delegierten der interessierten Vereinigungen zu kurzfristig eingeladen worden sind. Sie konnten sich also gar keine Klarheit über die Meinung ihrer Vereinsangehörigen verschaffen und waren daher in keiner Weise befugt, im Namen ihrer Organisation zu stimmen. Aus diesem Grunde sind zum Beispiel die Tausende von Lehrern, die für die Einführung der Kleinschrift gestimmt hätten, überhaupt nicht zu Worte gekommen. Das ganze Vorgehen verdient also den öffentlichen Tadel all derer, die in unfairer Weise überspielt worden sind. Was heute als die ‹Meinung der Schweiz› an den internationalen Konferenzen vertreten wird, ist auf höchst willkürliche Weise zustande gekommen.

A. Müller

Anknüpfend an den Artikel von Eduard Studer vom 27. Oktober 1963 zur Schweizerischen Ortografiekonferenz, erlaube ich mir als langjähriger Vorsitzender des ‹bundes für vereinfachte rechtschreibung› (BVR) hier den Standpunkt der Minderheit darzulegen, obschon der BVR an der genannten Konferenz mit einer gegen alle Stimmen unterlegen ist. – Auch ich möchte nochmals auf Jakob Grimm zurückgreifen, ist von ihm doch die Reformbewegung ausgegangen. Zwar war er nicht der einzige, den in der Zeit des Übergangs vom 18. ins 19. Jahrhundert die Fragen der Schreibung beschäftigt haben. Es sei hier an Klopstock erinnert, den berühmten Dichter des Messias und der Oden, der noch vor der Jahrhundertwende in seiner Schrift ‹Die deutsche Gelehrtenrepublik› im Abschnitt über die Rechtschreibung für Übereinstimmung von Laut und Zeichen eintrat. Man kann ihn also wohl als Ahnherrn der fonetischen Schule Raumers betrachten.

Wenn J. Grimm 1819 in der ersten Ausgabe seiner Deutschen Grammatik noch die herkömmliche Schreibung anwandte, so tat er doch schon drei Jahre später in der Neuausgabe von 1822 den Doppelschritt zur *Kleinschreibung* und zum *Antiquadruck*. In der dritten Ausgabe von 1840 formulierte er seine Ansicht hinsichtlich der Großschreibung der Substantive und ihres Anhangs sehr kurz und prägnant: «Wer große buchstaben für den anlaut der substantive braucht, schreibt pedantisch» – während gegenwärtig die Verteidiger der Großschreibung den Spieß umdrehen und gelegentlich den Anhängern der Kleinschreibung diesen Titel anhängen wollen! Auch das Vorwort zu Grimms deutschem Wörterbuch von 1854 ist wieder in Kleinschreibung abgefaßt, und darin wird erneut die Forderung der Rückkehr zur Kleinschreibung erhoben. Dabei ist Grimms Blick keineswegs nur ‹historisch-romantisch› rückwärts gewandt. Wohl galt ihm die Einfachheit der mittelhochdeutschen Schreibung als mustergültig, und er betrachtete die Schreibweise der Barockzeit mit ihren Vokal- und Konsonantenhäufungen und mit der zuerst noch regellosen Großschreibung der Substantive als Ausdruck einer gesunkenen Sprachperiode. Er verwarf auch die Dehnungs-h, wo sie sich nicht geschichtlich begründen ließen, so bei Bahre, Jahr, lehren, Ohr, Ruhm und vielen andern. Das historische Anliegen war ihm wohl das wichtigste; doch strebte er auch danach, das gesprochene Wort, also die Sprache, möglichst lautgetreu wiederzugeben[1].

Auf J. Grimm fußten die folgenden Generationen der deutschen Sprachgelehrten, wie Wackernagel, Braune, Wilmanns, H. Paul usf.; doch auch Indogermanisten wie August Schleicher schlossen sich ihm an. All die erwähnten Gelehrten ließen ihre germanistischen Lehrbücher nach Grimms Vorbild drucken (große Buchstaben nur am Satzanfang und bei Eigennamen), also in der Schreibung, die der BVR seit seiner Gründung im Jahre 1924 vertreten hat und noch vertritt. In meiner Studienzeit (1905 bis 1910) habe ich selber solche Bücher gebraucht und von da den ersten Anstoß zu meiner reformatorischen Tätigkeit erhalten. Ein zweiter ging dann von dem bernischen Mundartdichter und Sprachpädagogen Otto von Greyerz aus, dessen Kollege ich anderthalb Jahre lang am Landerziehungsheim Glarisegg gewesen bin. Greyerz schrieb alle seine Briefe in Kleinschreibung und trat später auch öffentlich dafür ein, wirkte auch bei der Gründung des BVR mit. Der endgültige Anstoß aber kam von der praktischen Lehrtätigkeit her, als ich erkannte, welch große Verschwendung an Zeit und Energie die Einübung der Großschreibung erfordert. Sie ist weitaus die größte Fehlerquelle. Nach meiner Erfahrung fallen 30 bis 35 Prozent aller Schreibfehler ihr zur Last. Dann folgen mit Abstand die Deh-

[1] Siehe Kurt Hiehle: Jakob Grimm als Wegbereiter einer lautrichtigen Schreibung. Sonderdruck aus der Zeitschrift für Phonetik. 3. Jahrgang 1949. Heft 5/6.

nungsfehler. Es war die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als eine ganze Reihe junger Schweizer mit Reformplänen an die Öffentlichkeit trat, nachdem die deutsche Reichsschulkonferenz von 1920/21 erfolglos verlaufen war.

Der Ausdruck ‹gemäßigte kleinschreibung› ist keineswegs eine ‹Tarnung› oder ‹Schönfärberei›, wie manche Gegner uns anzukreiden belieben – sogar der Vorberatende Fachausschuß der Zürcher Ortografiekonferenz ist davon nicht auszunehmen! Vielmehr wurde dieser Terminus im BVR geprägt zur deutlichen Abgrenzung gegen die Forderungen radikaler Reformer, die Kleinschreibung ohne jeden großen Buchstaben verlangten – wie sie übrigens in der modernen Grafik Eingang gefunden hat, zum Teil auch im Reklamewesen und sogar in der modernen Literatur, besonders bei den jungen Lyrikern (siehe die literarische Zeitschrift ‹hortulus›, früher ‹Hortulus›, die in St. Gallen erscheint) und bei einigen Firmen. In Zürich ist da zu nennen die Ingenieurfirma E. Schildknecht, Freilagerstraße 11. Hier spielen natürlich Rationalisierungstendenzen mit, da der Zeitgewinn bei radikaler Kleinschreibung über 30 Prozent beträgt, gegenüber einem solchen von 19 bis 20 Prozent bei ‹gemäßigter Kleinschreibung›; letztere Zahlen nach Berechnungen des Schreibbüros Rothenfluh, Zürich, aus dem Jahr 1938. – Durch mich persönlich ist dann der Ausdruck *gemäßigte kleinschreibung* in die Arbeitsgemeinschaft für Sprachpflege eingeführt worden, die 1954 die sogenannten ‹Stuttgarter Empfehlungen› veröffentlichte, und von da ist er auch in die ‹Wiesbadener Empfehlungen› übergegangen, die gegenwärtig zur Diskussion stehen.

Auch auf *Konrad Duden* möchte ich noch zu sprechen kommen, um das wirkliche Bild dieses Mannes herauszuheben. Denn den heutigen Begriff des Wörterbuchs, das seinen Namen führt, darf man nicht ohne weiteres auf seinen Schöpfer übertragen. In fast all den vielen Artikeln, die bei Anlaß seines 50. Todestages (am 1. August 1961) den Schöpfer der Einheitsschreibung gefeiert haben, ist die eine Seite seines Wirkens und Strebens so gut wie nicht berührt worden, nämlich sein Reformstreben, das über das 1901 erreichte Ziel hinausging. Im Artikel von E. Studer wurde zwar bei Anlaß der Ortografiekonferenz von 1901 erwähnt, der alternde Mann habe sich zur Einsicht durchgerungen, daß eine unvollkommene Ortografie, der das ganze Sprachgebiet zustimme, besser sei als eine vorzügliche, die sich nur auf einen Teil beschränke. Das mag stimmen. Aber Konrad Duden hinterließ ein Vermächtnis, das seine wahre Einstellung zu den Problemen der Schreibung dartut; er legte es 1908, also drei Jahre vor seinem Tod, in einem ausführlichen Artikel in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik, 2. Aufl., nieder. Es lautet zusammengefaßt folgendermaßen: «Der nächste Fortschritt wird uns von den noch übrig gebliebenen Dehnungszeichen befreien, und dann werden die überflüssigen Buchstaben weichen müssen. Das c für den Laut von k und z ist schon deutlich genug als ‹künftig wegfallend› bezeichnet. Auch das y befindet sich schon auf dem Rückzug. Fester haftet noch das v, das wir sehr gut entbehren und je nach der Aussprache als f oder w ersetzen könnten.» Ferner spricht er der Angleichung eingebürgerter Fremdwörter an die deutsche Schreibung das Wort (Schokolade, Büro, Frisör), wieder ein Punkt, der heute zur Diskussion steht, und ebenso der Rückkehr zur alten Schreibung k statt ch im Anlaut, in: Kor, Krist, Kronik, die der hochdeutschen Aussprache entspricht und schon im Mittelhochdeutschen gebräuchlich war. Duden trat auch wie J. Grimm für die Ersetzung der Fraktur durch die Antiqua ein – «wenn die Zeit dafür gekommen ist» –, was ja dann über Erwarten rasch geschah. – Und schließlich schreibt er: «Ebenso kann auch die Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben, die für *Lehrer und Schüler ein wahres Kreuz sind*, noch für längere Zeit nicht auf die Tagesordnung gesetzt werden» (von mir hervorgehoben). Nun, seither sind über fünfzig Jahre verflossen, und der ‹Arbeitskreis für Rechtschreibregelung› in der Deutschen Bundesrepublik (Wiesbadener Empfehlungen) ist mit dem BVR der Ansicht, daß es nun an der Zeit wäre, auch diesen Schritt zu tun, während das Problem der Dehnungszeichen (Dehnungs-h und Vokalverdoppelungen) einer spätern Generation zur Lösung überlassen werden soll. Das f-v-Problem ist im deutschen Vorschlag überhaupt nicht aufgegriffen worden, übrigens alles Probleme, die immer wieder auftauchen werden, bis endlich eine Lösung gefunden sein wird. – Es sei hier auch wieder daran erinnert, daß Schrift und Rechtschreibung von den Menschen geschaffene Hilfsmittel sind, die der menschlichen Kontrolle unterstehen, im Gegensatz zur gesprochenen Sprache, die sich langsam, unmerklich und ununterbrochen verändert. Zwar wandelt sich die Schreibung im Lauf der Jahrhunderte auch,

doch viel langsamer, und wenn die Anpassung nicht von Zeit zu Zeit vollzogen wird, so entsteht ein Zwiespalt zwischen Sprache und schriftlicher Wiedergabe wie im Englischen. Dem sollte man im Deutschen vorbeugen, bevor es zu spät ist.

Doch zurück zur Frage der Groß- oder Kleinschreibung. Die schweizerische Ortografiekonferenz (SOK) vom letzten August möchte nicht so weit gehen, wie die Wiesbadener Empfehlungen vorschlagen. Sie hat sich für den Vorschlag des vorberatenden Fachausschusses entschieden, der zwar die Haarspaltereien bei der heutigen Regelung der Großschreibung ebenfalls als Last empfindet, aber vermeint, mit einer Liberalisierung in gewissen Zweifelsfällen das Dilemma lösen zu können. Hiezu sei nicht verschwiegen, daß der BVR, der sich nun beinahe vier Jahrzehnte lang gründlich mit den Problemen der Rechtschreibreform befaßt hat, *nicht für würdig befunden wurde, im Fachausschuß mitzuarbeiten.* Dies obschon dessen Leiter stets über seine Tätigkeit auf dem laufenden gehalten wurden und der BVR bei der Konferenz der Erziehungsdirektoren durch eine Eingabe, der sich weitere fünf Verbände anschlossen, dahin gewirkt hatte, daß endlich auch in der Schweiz die Wiesbadener Empfehlungen zur Behandlung kämen. *Dort, im Fachausschuß, hätte die eingehende Auseinandersetzung über das Grundproblem, die Frage der Groß- oder Kleinschreibung, stattfinden sollen* und nicht an der großen Ortografiekonferenz, der bereits ein einstimmiger, fertiger Vorschlag vorgelegt wurde. Dann hätte im gedruckten Vorschlag die Minderheit auch zu Worte kommen können, wie dies in der Deutschen Bundesrepublik und in Österreich der Fall gewesen ist. *In der ‹demokratischen› Schweiz aber überging man ausgerechnet den Verband,* der sich am längsten mit dem Reformproblem befaßt hat!

Beim Vorschlag des Fachausschusses folgte man in der Hauptsache den Gedankengängen Prof. Hotzenköcherles von der Zürcher Hochschule, dessen Schrift über Groß- oder Kleinschreibung von 1955 auch im Artikel Studer angeführt war. Ich betrachte diese eingehende Abhandlung als das beste, was je zur Stützung der Großschreibung geschrieben worden ist – trotz einiger Ausfälle gegen die Anhänger der Kleinschreibung. In der ersten Hälfte seiner Ausführungen legt der Autor sogar dar, daß alles, was bis dahin zur Verteidigung der Großschreibung vorgebracht worden sei, nicht standhalte: weder eine filosofische Begründung noch auch die Berufung auf den grammatisch-dialektischen Wert der Großschreibung. Ebenso aussichtslos sei es, die Großschreibung etwa als grafischen Spiegel der Betonungsverhältnisse retten zu wollen. Ferner, nachdem der alte Substanzbegriff sogar in den Naturwissenschaften aus seiner zentralen Stellung verdrängt sei, zerbreche auch das letzte Glied der Beweiskette, die seit Gottsched die neuhochdeutsche Großschreibregel für alle Zeiten zu legitimieren bestimmt geschienen habe. Da denkt der Freund der Kleinschreibung, besser könne man seinen eigenen Standpunkt gar nicht darstellen. – Dann aber holt Hotzenköcherle fast unvermittelt zum Gegenschlag aus: dem oben Gesagten zum Trotz hält er an der grundsätzlichen Großschreibung der Substantive fest. Dabei geht er von der komplizierten synthetischen Struktur des deutschen Satzbaus aus, vom *Schachtelbau* des Satzes, bei dem das Bestimmende vor dem Bestimmten kommt. Ein Beispiel: «... ein in mehrere, sehr schwere Decken eingewickeltes Kind.» Er sagt auch, daß in diesen Rahmen «vieles hineingestopft» werden könne. Ja, er spricht sogar von einem «außerordentlich gestauten, um nicht zu sagen verstopften Satzbau», einem Satzbau, der dem Leser denkbar wenig entgegen komme. Aber dann heißt es: «Was der Satzbau verkorkst, macht die Großschreibung wenigstens zum Teil wieder gut: sie gliedert fürs Auge, sie fängt und lenkt den Blick, sie gibt in vielen Fällen sogar grammatische Hinweise. Selbst wenn in einer solchen überfüllten Attributgruppe noch weitere Substantive als das die Gruppe führende vorkommen, ist bei Anwendung der heute geltenden Großschreibregel die Situation für das einen Halt suchende Auge unendlich viel übersichtlicher, als wenn alle Wörter klein geschrieben würden.» – Nun, ausgerechnet dieser letzte Satz scheint mir ein Beispiel dafür zu sein, daß durch die Großschreibung sehr oft die Aufmerksamkeit des Lesers von den für den Sinn des Satzes *wichtigsten* und deshalb beim lauten Lesen stark betonten Wörtern abgelenkt wird. Denn welche Wörter sind darin am stärksten betont?: selbst, überfüllten, weitere, führende, Halt suchende, unendlich viel übersichtlicher, alle, klein – darunter also nur ein einziges Substantiv in engster Verbindung mit einer Verbalform: Nach meiner Ansicht widerlegt gerade dieser Satz die Behauptung, daß die heutige Großschreibung das Lesen erleichtere. Denn erwiesen ist dies keineswegs. Vielmehr kommt die einzige wissen-

schaftliche Untersuchung an Schulkindern, die mir bekannt ist, in dieser Streitfrage zu einem gegenteiligen Schlußergebnis. Es handelt sich dabei um die Testarbeit von Burkersrode und Burkhardt vom Jahr 1932, publiziert im Heft ‹Pädagogisch-psychologische Arbeiten aus dem Institut des Leipziger Lehrervereins›, XIX. Band, II. Teil; Verlag der Dürrschen Buchhandlung; Seite 3–50; Hauptergebnis: «Die Versuchsergebnisse zeigen einige Male Gleichheit der Leistungen, in der Mehrzahl der Fälle aber eine wesentliche Überlegenheit der Kleinschreibung über die Großschreibung.»

Wie rasch sich bei Jugendlichen das Auge an die Umstellung gewöhnt, davon konnte ich mich persönlich überzeugen, als ich einem neunjährigen Wiener Buben, der noch nie etwas von Kleinschreibung gehört hatte, ein Bändchen Hebel-Erzählungen in Kleinschreibung zu lesen gab. Der Junge verschlang die Geschichten in einem Zug, und als ich ihn fragte, ob ihm nichts aufgefallen sei, stellte sich heraus, daß er gar nicht gemerkt hatte, daß die Schreibung verändert war.

Doch kehren wir nochmals zum ‹verstopften Satzbau› zurück. Ist die oft übermäßige ‹Geballtheit› des Satzbaus in der neuhochdeutschen Schriftsprache nicht gerade durch das Herausheben des Substantivs und aller substantivierten Wörter durch den Großbuchstaben gefördert worden? Hotzenköcherle sagt auf Seite 37 seiner Schrift selber: «Eine Hierarchie der Satzelemente kann nach unserer heutigen Auffassung doch nur *den* Sinn haben, diese nach ihrer sprachlichen Bedeutung, das heißt nach ihrer Ordnung schaffenden Kraft im Satz zu befragen und einzustufen: Von da gesehen, ist *gerade im Deutschen das Verb unendlich viel wichtiger als das Substantiv.*» (Von mir hervorgehoben.) Dazu möchte ich hinweisen auf die Einleitung zu *Dudens Stilwörterbuch der deutschen Sprache* (Ausgabe 1934). In seiner einleitenden Abhandlung ‹Vom deutschen Stil› weist Ewald Geißler, Professor für deutsche Sprachkunst an der Universität Erlangen, auf Seite 2/3 auf die *Hauptwörterkrankheit* hin. Es heißt dort: «Das wichtigste Wort lebendiger Sprechsprache, das *Wort* also, auf das der Schreibende zuerst zu achten hat, wenn sein Stil trotz der Tinte tönenden Atem behalten soll, ist das Zeitwort (Verb). Es war darum kein glücklicher Griff Gottscheds, für das Substantivum die Verdeutschung *Hauptwort* zu wählen; denn das wirkliche Hauptwort unserer Sprache ist das Zeitwort. Leider ist ‹Hauptwort› im Sinne von Substantivum von der Schule her so eingebürgert, daß unsere Darstellung darauf verzichten muß, es durch das an sich vorzuziehende ‹Dingwort› zu ersetzen. *Auch daß wir ihm im Deutschen einen großen Anfangsbuchstaben zubilligen, ist mitschuldig an einer Erkrankung, die zur Zeit neben der Fremdwortseuche unsere schlimmste ist: an der Hauptwörterkrankheit.* (Von mir hervorgehoben.) Das Zeitwort ist Bewegung, das Hauptwort Ruhe, oft Starre.»

Durch die Großschreibung der substantivierten Verbalformen, besonders der Grundform, wird das Verb oder Zeitwort in seinem eigentlichen Wesen angegriffen und verfälscht. «Das In-den-Tag-hinein-Leben (Jubiläumsausgabe des Duden, A. Großschreibung 4e, Grundformen) ist hier *das Leben* im allgemeinen gemeint? Nein, keineswegs, sondern: man, der Mensch, *lebt* in den Tag hinein. Darum wäre richtiger: das In-den-Tag-hineinleben; oder noch besser: das in-den-tag-hineinleben. – Die Erkenntnis der Verfälschung des Verbalcharakters durch die großen Anfangsbuchstaben, wenigstens bei der offensichtlichen Grundform, scheint auch der Duden-Leitung aufgegangen zu sein. Während es noch in der 14. Auflage von 1954 einfach hieß: «Groß schreibt man die hauptwörtlich gebrauchte Grundform (Beispiele: das Ringen, im Sitzen und Liegen, auf Biegen und Brechen usf.), bringt die Jubiläumsausgabe von 1961 folgenden neuen Abschnitt: «Bei Grundformen ohne Geschlechtswort und ohne nähere Bestimmung ist es oft zweifelhaft, ob es sich um ein Zeitwort oder um ein Hauptwort handelt. In diesen Fällen sind Groß- und Kleinschreibung gerechtfertigt.» Beispiele: ... weil Geben (geben) seliger denn Nehmen (nehmen) ist. – Er übt mit den Kindern kopfrechnen (Kopfrechnen). Fritz lernt gehen (Gehen). – Beim ersten Beispiel steht die Form mit großem Anfangsbuchstaben voraus, weshalb? Wohl weil die Verbalform im Satz als Subjekt funktioniert. Bei den beiden andern ist das reine ‹Tun› ganz klar.

Da die Ortografiekonferenz die Kleinschreibung, wie sie die ‹wiesbadener empfehlungen› vorschlagen, abgelehnt, sich aber zum Vorschlag einer Liberalisierungszone durchgerungen hat, mit Freigabe der Schreibung, ob groß oder klein, sollte in diese Zone auch die Gruppe der substantivierten Verbalformen einbezogen werden. Dies um so mehr, als dem Drang nach Liberalisierung ja bereits ein Zügel angelegt worden ist durch den Beschluß, diese Zone sei so schmal wie möglich zu halten; denn sonst bekommt

das Sprichwort vom ‹Berg, der eine Maus geboren› habe, doch noch recht. – Ein Einzelfall ferner, der unbedingt auch aufgegriffen werden sollte, betrifft den Wechsel von f und v bei *füllen* und *voll*, der jeder Logik und jedem etymologischen Denken widerspricht.

Zu den Ausführungen E. Studers über den «Unfug, Diktate voller Fußangeln aus dem Duden zusammenzustellen und dergestalt die deutsche Ortografie als solche in Verruf zu bringen» sei daran erinnert, daß der Text des ersten Diktats dieser Art, nämlich des *Kosogschen*, keineswegs den Rechtschreibreformen anzukreiden ist. Denn er stammt bekanntermaßen aus dem Buch von Joseph Lammertz: ‹Die deutsche Rechtschreibung für das deutsche Volk›, erschienen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und sollte zu ortografischen Übungszwecken dienen, das heißt zur Einübung der Großschreibung. Professor Kosog griff dann um 1912 diesen Text auf und stellte an sich selber und an Versuchspersonen ganz verschiedener Berufskreise fest, daß von all diesen kein einziger imstande war, den Text fehlerfrei zu schreiben!

Zum Problem der *Verfremdung* durch den eventuellen Übergang zur Kleinschreibung ist zu bemerken, daß hierin die Befürchtungen stark übertrieben sind. Wie rasch hat man sich zum Beispiel an den Übergang zur Antiqua gewöhnt, obschon dieser Schritt mindestens so ‹verfremdend› wirkte wie der Übergang zur grundsätzlichen, aber gemäßigten Kleinschreibung, bei der ja die großen Lettern nicht ganz verschwinden, vielmehr durch die spärliche Verwendung, bei Satzbeginn und Eigennamen, stärker hervortreten, als dies bei der heutigen Schreibung der Fall ist. – Und wie steht es denn eigentlich mit der Wiedergabe der autorentreuen Schreibung in den heutigen Neuauflagen? Hält man sich zum Beispiel bei Goethe an die Schreibung der Ausgabe letzter Hand von 1827? Keineswegs. Denn obschon es in jener Ausgabe, Bd. 3, S. 27, in der ‹Elegie› folgendermaßen zu lesen steht:

«In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben...»
schreiben die heutigen Ausgaben nach Duden:
«Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten...»

Natürlich sind auch die vielen th, ph, y usf. weggefallen. Also steht es eigentlich so, daß man jetzt schon die Ausgabe letzter Hand als ‹antiquiert› und ‹staubig› empfindet, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Ferner: In einer Auswahl von Briefen Goethes vom Jahr 1958 (Carl Hanser Verlag, München) wird nur der erste Brief, der des 15jährigen, in genau ortografischer Wiedergabe abgedruckt; er ist übrigens sehr interessant in bezug auf die Rechtschreibung. Dazu heißt es im Nachwort: «Was die Rechtschreibung angeht, so wurde nach Möglichkeit das *Lautbild* gewahrt, *rein orthographische Fragen aber modern behandelt*. Bei der Interpunktion wurde nach Möglichkeit Goethes rhythmische Zeichensetzung bewahrt. Im allgemeinen aber muß gesagt werden, daß bei dieser für weitere Kreise bestimmten Ausgabe der Reiz der zeitgebundenen Patina des Originals weniger galt als das lebendige, unmittelbar Anspringende einer sorgsam redigierten modernen Fassung. Dadurch ergab sich den Herausgebern selbst sogar eine sehr wesentliche Eigenschaft der Briefe aus allen Lebensjahren des Gewaltigen, nämlich die zeitlose Lebendigkeit, die über Tag und Stunde erhabene Aktualität fast aller der in diesem Band vereinigten Briefe.» – Das heißt doch ganz offensichtlich, daß es nicht so sehr auf die genaue ortografische Wiedergabe ankommt, sondern daß eine solche unter Umständen eher als störend empfunden werden könnte, weil der Blick des Lesers dadurch vom geistigen Gehalt abgelenkt würde.

Daß das *Buchgewerbe* mehrheitlich den Reformbestrebungen auf dem Gebiet der Rechtschreibung skeptisch und ablehnend gegenübersteht, ist begreiflich. Sicherlich würde der Übergang zur Kleinschreibung zu allerhand Schwierigkeiten führen in den Druckereien. Aber wenn von ‹verheerenden Folgen› gesprochen wird, wie auf Seite 9 des Berichts des vorberatenden Fachausschusses, so ist das doch wohl eine starke Übertreibung. Ebenso, daß die Umstellung mehrere Jahrzehnte dauern würde. In Dänemark wenigstens, das 1948 zur Kleinschreibung übergegangen ist, hat sich die Tagespresse fast ausnahmslos umgestellt, und die alten Verlagsanstalten haben die Umstellung ebenfalls bewältigt.

Noch ein weiterer Punkt sei hier kurz berührt. Die ablehnende Haltung gegenüber der Kleinschreibung sowohl des Fachausschusses wie auch der Ortografiekonferenz stützt sich (S. 8 des Berichts) auf eine Radioumfrage des Studios Zürich, wobei sich etwa 80 Prozent der Hörer gegen die Kleinschreibung ausgesprochen haben sollen. Dazu möchte ich

folgendes bemerken: Es kommt bei solchen Veranstaltungen stets darauf an, wie und mit welcher Absicht sie aufgebaut und durchgeführt werden. Wer damals als Vertreter der Kleinschreibung auftrat, ist mir unbekannt; der BVR war nicht daran beteiligt. Jedenfalls aber war der Ausgang dieser Veranstaltung ganz verschieden von der *schriftlichen Umfrage*, welche die Wochenzeitung ‹Der Brückenbauer› im Jahr 1952 bei seinen Lesern unternommen hat. Dort wurde ihnen vier- oder fünfmal ein längerer Text in Kleinschreibung unterbreitet, damit sie sich mit dem neuen Schriftbild vertraut machen konnten. Hierauf wurden auf einem Fragebogen sechs Fragen gestellt und auch um Berufs- und Altersangaben ersucht. Eingegangen sind darauf hin 1279 ausgefüllte Fragebögen und 86 Briefe. Aus der redaktionellen Zusammenfassung zitiere ich den ersten Satz: «Die eindeutig reformfreundlichen Mehrheiten fast aller Altersschichten und Berufe – und zwar schon nach einigen wenigen Leseproben und einer im Raum beschränkten Leser-Aussprache in unserm Blatte – bilden unbestreitbar eine Überraschung.»

Es bleibt nun noch ein Punkt übrig, den ich gerne berühren möchte, nämlich den der fünfzig Beispiele, die in den Berichten des Fachausschusses und der Ortografiekonferenz und auch im Artikel von E. Studer als Beweis gegen die Kleinschreibung abgedruckt wurden. Doch würde es zu weit führen, heute darauf einzutreten, aber ich hoffe, daß es in einem besondern Artikel möglich sein werde.

Zum Abschluß möchte ich – trotz abweichender Stellungnahme – meiner Genugtuung darüber Ausdruck verleihen, daß die Mangelhaftigkeit der heutigen Großschreibregeln durch einen weitern Kreis eingesehen und anerkannt wird, und daß wenigstens zu einer gewissen Liberalisierung auf dem Gebiet der Zweifelsfälle Hand geboten wird.

Das Handpuppenspiel in der Schule

Agnes Hugentobler

Volksschule

1. *Unser Standort*

Fräulein Josy Brunner wies in ihrem ausgezeichneten ‹Kasperlikurs für Eltern› auf dem Schwarzenberg (Januar 1964), den ich warm empfehlen möchte (bietet er doch gerade uns Lehrkräften eine Fülle neuer Anregungen!), daraufhin, daß der Drang, mit Handpuppen zu spielen, seit urdenklichen Zeiten in der Menschheit liege. Die ältesten Handpuppen, die uns erhalten blieben, stammen aus China und datieren aus der Zeit um 7000 vor Christus.

Aus den Literaturstunden unserer Seminarzeit kennen wir ja das Aufblühen und Absinken des Puppenspiels. Wenn wir vom Kasperlitheater sprechen, meinen wir damit die einfache Form des Handpuppenspiels. Wir unterscheiden es damit vom sogenannten Marionettenspiel, das von der Romantik zu einer eigenen Kunstform ausgebildet wurde und auch technisch, man denke an die vielen Fäden, sich zu einem komplizierten Apparat entwickelte, der für unsere Schule kaum in Frage kommt.

Durch unsere berühmte Handpuppenspielerin, Therese Keller, wird uns klar, warum jene mittelalterliche Konzilsbestimmung: «Die Religionslehrer möchten den Kindern die ewigen Wahrheiten mit Hilfe des Handpuppenspiels einprägen» (zitiert von Fräulein Josy Brunner), ihre volle Berechtigung hatte. Gerade heute, im Zeitalter des Fernsehens, ist ein gutes Handpuppenspiel in der Schule mehr wert als ein Monat Fernsehen, denn Fernsehen ist leere, sture Schau von sich jagenden Ereignissen, wobei das Kind stundenlang regungslos vor dem Gerät sitzt, während das Kasperlispiel Leben sprüht! Kasperlispiel ist Lebensgestaltung, hier haben die Kinder die Lenkung über Gut und Bös, zwischen Wahrheit und Lüge souverän in der Hand.

Doch darüber ist schon genug geschrieben worden;